

ANDREA WANKE

ÜBER MÜTTER UND VÄTER ... UND JENE, DIE SIE ZU SOLCHEN MACHEN

Ein Essay – im ursprünglichen Sinn des Wortes



DER VORLIEGENDE TEXT ist ein Streifzug durch die Literatur – Erinnerungen von Kindern, ihre Mütter und Väter reflektierend. Die Auswahl erfolgte nach persönlichen Vorlieben und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Vielmehr soll der Text

Anregung für eigene Reflexionen und Gedanken sein, sich wiederzufinden – auf Seite des Kindes, auf Seite der Mutter oder des Vaters. Durch diese Beschäftigung mit sich und dem Leben der Eltern werden andere Sichtweisen und damit Erkenntnisse möglich.

Er soll auch daran erinnern, dass verhaltensauffällige Kinder oft traurige Kinder sind, die uns in der Erwachsenentherapie im „traurigen inneren Kind“ wieder begegnen.

DER ANSTOSS, sich mit dem Leben von Vater und Mutter auseinander zu setzen, kann vielfältig sein.

Bei Peter Handke entstand das Bedürfnis, die Lebensgeschichte seiner Mutter, *Wunschloses Unglück*, aufzuzeichnen, sieben Wochen nach deren Freitod ... *bevor das Bedürfnis, über sie zu schreiben, das bei der Beerdigung so stark war, sich in die stumpfsinnige Sprachlosigkeit zurückverwandelt, mit der ich auf die Nachricht von dem Selbstmord reagierte.* (Peter Handke, S. 9)

Natürlich ist es ein bisschen unbestimmt, was da über jemand Bestimmten geschrieben steht; aber nur die von meiner Mutter als einer möglicherweise einmaligen Hauptperson in einer vielleicht einzigartigen Geschichte ausdrücklich absehenden Verallgemeinerung können jemanden außer mich selber betreffen – die bloße Nacherzählung eines wechselnden Lebenslaufs mit plötzlichem Ende wäre nichts als eine Zumutung ... Die Sätze, auch wenn sie wie zitiert aussehen, dürfen in keinem Moment vergessen lassen, dass sie von jemand, zumindest für mich, Besonderem handeln. (ebd., S. 39)

Bei Amos Oz hat es länger gedauert, bis er sich zumindest schriftlich mit dem Freitod seiner russischstämmigen Mutter in Israel auseinandersetzen konnte:

Achtunddreißig Jahre war meine Mutter bei ihrem Tod. In meinem heutigen Alter könnte ich schon ihr Vater sein. (Amos Oz, S. 741)

*Über meine Mutter habe ich mein Leben lang fast nie gesprochen, bis jetzt, bis zum Schreiben dieser Seiten. Nicht mit meinem Vater, nicht mit meiner Frau, nicht mit meinen Kindern und mit keinem anderen Menschen. Nach dem Tod meines Vaters habe ich auch von ihm kaum je gesprochen. Als wäre ich ein Findelkind ... schreibt Amos Oz in „Eine Geschichte von Liebe und Finsternis“. Und an einer anderen Stelle heißt es: *Über meine Mutter sprachen wir niemals. Nicht ein einziges Wort. Auch nicht über uns. Auch nicht über Themen, die auch nur irgendwie mit Gefühlen zu tun hatten.* (ebd., S. 748)*

Eher provokant formuliert die Trägerin des Leipziger Buchpreises 2009, Sybille Lewitscharoff, die Einstellung ihrer Protagonistin zum Freitod ihres Vaters gleich am Anfang ihres Romans *Apostoloff*:

Weg und fort und Ende, sage ich. Ein Vater, der ein Ende macht, bevor er die ganze Familie zermürbt, ist eher zu loben als zu verdammen. (Sybille Lewitscharoff, S. 7)

Und schließt mit folgender Erkenntnis:

Immerhin habe ich es geschafft, länger zu leben als der Vater und ein freundlicheres Leben zu führen als die Mutter. (S. 248)

Die Poetin Hilde Domin nennt den Tod ihrer Mutter als Anstoß ihres lyrischen Schreibens. Schreiben war Rettung ... *Plötzlich hatte ich die Sprache, der ich so lange gedient hatte. Ich hatte Sprachen gewendet wie andere Kleider. Ich wusste, was ein Wort ist. Ich befreite mich durch Sprache. Hätte ich mich nicht befreit, ich lebte nicht mehr.* (Die Zeit Nr. 31, 23. Juli 2009)

Und treffender als Peter Henisch in „Die kleine Figur meines Vaters“ lässt es sich nicht sagen: *Jetzt, da ich hier sitze und schreibe, die Geschichte meines Vaters, MEINE Geschichte meines Vaters zu schreiben versuche, ist mir zweimal hintereinander der gleiche Tippfehler passiert. Ich möchte, habe ich geschrieben und deswegen zweimal ein neues Blatt in die Schreibmaschine eingespannt, dass du mir MEINE Lebensgeschichte erzählst. Ich glaube nicht, dass ich mich meinem Vater gegenüber damals in ähnlicher Weise versprochen habe. Aber später habe ich ihm gestanden, dass ich wissen möchte, wer ER ist, um mir darüber klar zu werden, wer ICH bin.* (Peter Henisch, S. 11)

Peter Henisch lässt den Leser an seiner behutsamen Annäherung an den von Legenden umwobenen Vater teilhaben: ein Sportreporter, der als Kriegsreporter zu Ruhm

und Ehre kommt, um anschließend im Alkohol zu versinken.

Es geht bei diesen Autoren wie auch den Folgenden nicht um „Wahrheit“ oder „Fiktion“. Unter dem Aspekt des Konstruktivismus sehen wir das Erkennen als abhängig vom Beobachter an und lesen es als Lebensgeschichten, oft eng verwoben mit der Zeitgeschichte, mit Krieg und den daraus resultierenden Folgen.

George Tabori erzählt in *Mutters Courage* eine Szene aus dem Leben seiner Mutter, in dem er sie noch am selben Tag nach dem Transport in ein KZ mit Würde und Stolz zurückkehren lässt, aufgezeichnet ungefähr 40 Jahre nach einem Sommertag im Jahr 1944 ... zog meine Mutter ihr gutes Schwarzes an, das mit dem Spitzenkragen und dem gelben Filzstern auf der Brust ... und stieß einen Seufzer aus, wie es ihre Gewohnheit war. Es gab immer Anlässe zum Seufzen – Schulden, Masern, ein angebratener Braten, die Abwesenheit ihrer Söhne im Exil ... Vor kurzem hatte man ihren Mann, der gleichzeitig mein Vater war, festgenommen, weil er war, was er war, ungläubiger Marxist und Jude. (G. Tabori, S. 7)

In Taboris Texten findet sich trotz des am eigenen Leib und am jüdischen Volk erlittenen Leids ein unerschütterlicher Humor, getragen von unglaublicher Weitherzigkeit und Toleranz.

Es stimmt, niemand versuchte, sie von der Straßenbahn zu stoßen, aber es war ihr, als sei sie mit einer ansteckenden Krankheit behaftet oder – noch schlimmer – als sei sie gar nicht vorhanden. Ein paar Nasen rümpften sich voller Verachtung. Diese eher nichtigen Bösartigkeiten haben sie schließlich hart gemacht ... Sie war weich wie Butter gewesen, aber nach dem Krieg war ihr Kinn wie aus Stein – eine versteinerte Mutter. (ebd., S. 11)

Eine versteinerte Mutter – und dennoch gesteht er ihr „Courage“ zu und lässt sie in die Literaturgeschichte eingehen. Ein verstehender, ein verzeihender, ein liebender Sohn?

Bei Handke, obwohl erst 1941 geboren, findet der Krieg folgendermaßen Erwähnung: *Der Krieg, eine Serie mit gewaltiger Musik angekündigter Erfolgsmeldungen aus dem stoffbespannten Lautsprecherkreis ... war für meine Mutter kein die zukünftige Empfindungswelt mitbestimmendes Angstgespenst der frühen Kinderjahre gewesen, wie er es für mich dann sein sollte.* (S. 25)

Beim 1931 geborenen Thomas Bernhard liest sich die Atmosphäre des Krieges so: *Ich verstand kein Wort, denn die Lautsprecher, die um den ganzen Platz aufgestellt waren, ... übertrugen nur ein gewaltiges Gekrächze ... Die Meinigen beschworen mich, diese Jungvolktortur auf mich zu nehmen, sie sagten nicht, warum, ich tat ihnen den Gefallen.* (Thomas Bernhard, S. 126)

Thomas Bernhard brauchte fünf Bücher, um seine Kindheit und Jugend zu beschreiben. *Ein Kind* ist die schmerzvolle Erfahrung als uneheliches Kind, als Schande geboren zu sein. *Tatsächlich hatte sie mir immer das Gefühl gegeben, dass ich ihr zeitlebens im Weg gestanden bin, dass ich ihr vollkommenes Glück verhindert habe. Wenn sie mich sah, sah sie meinen Vater, ihren Liebhaber, der sie stehen gelassen hatte ... So war die Liebe meiner Mutter zu mir, dem unehelichen Kind, immer von dem Haß gegen den Vater dieses Kindes unterdrückt ... Meine Mutter beschimpfte nicht mich im Grunde, sie beschimpfte meinen Vater.* (S. 38) – Soweit die Erkenntnisse der Projektion.

Vermutlich würde man Thomas Bernhard heute die Diagnose einer juvenilen Depression stellen, zeigt er doch alle Merkmale eines tiefunglücklichen Kindes: von der Mutter unerwünscht, in Armut lebend, an der Schule verzweifeld.

Daß ich mich nicht aus dem Dachbodenfenster stürzte oder aufhängte oder mit den Schlafpulvern meiner Mutter vergiftete, lag nur daran, dass ich meinem Großvater den Schmerz den Enkel auf fahrlässige Weise verloren zu haben, nicht antun wollte. Nur aus Liebe zum Großvater habe ich mich in meiner Kindheit nicht umgebracht, es wäre mir sonst ein leichtes gewesen, die Welt war mir alles in allem viele Jahre eine unmenschliche Last, die mich ununterbrochen zu erdrücken drohte. (S. 132)

Der Großvater – die einzige und lebenserhaltende Ressource: *Ich stieg jeden Tag in die Hölle der Schule hinunter, um in die Vorhölle der Schaumburgstraße heimzukehren und am Nachmittag auf den Heiligen Berg zu meinem Großvater.* (S. 125)

Eine Verknüpfung von Zeitgeschichte und Familienchronik findet man in den beiden Romanen *Das Buch des Vaters* und *Der Geliebte der Mutter* des Schweizer Autors Urs Widmer. In beiden Erzählungen nähert sich der Ich-Erzähler seinen Eltern über deren Lebensgeschichte, zwei Menschen, die einander heiraten, mehr aus Zufall

denn aus Liebe, zumindest einseitiger Liebe auf Seite des Vaters. Eine Lieblosigkeit, unter der das Kind leidet und die die Eltern krank macht. Der Vater ... *erinnerte mich an eine Maus, gefangen in einem Käfig aus Büchern, an eine gehäutete Maus.* (Urs Widmer, *Das Buch des Vaters*, S. 15)

Schonungslos erzählt er in beiden Romanen von der Geisteskrankheit der Mutter, den Elektroschocks und ihrem danach veränderten Wesen und den Auswirkungen „auf das Kind“, den Erzähler:

Ihre Zähne schlugen gegeneinander ... und sie stieß wieder dieses Geräusch aus. Wie das Heulen eines Tieres, und tatsächlich sah sie jetzt, als sie den Kopf hob und ihre Zähne auseinanderriß – vielleicht um ihr Klappern zu verhindern –, eher wie ein Wolf und nicht wie Clara aus, die der Vater liebte. Sie WAR ein Wolf. (ebd., S. 123)

Und so beschreibt er den Gefühlszustand des verlassenen Kindes, die Mutter auf der Psychiatrie wissend:

Die Sperlinge stürzten tot vom Himmel. Die Sonne war schwarz, der Mond war blind. Kein Mensch ging auf Erden. Die Wasser der Bäche gefroren. Tote Forellen starrten aus dem Eis. Wolken hingen in den Bäumen. Das Gras war grau, Staub, Vulkanasche vielleicht, auf allen Wegen. In den Gärten lagen Mäuse auf dem Rücken, über ihnen im Lauf erstarrte Katzen. An den Fenstern Eisblumen. Kein Laut nirgendwo, kein Krähenkrächzen, nichts. Die Welt war verstummt. Das Haus ein Grab. (Der Geliebte der Mutter, S. 97)

Kann kindliche Not ergreifender und beklemmender begreifbar werden ...?

Als 82-jährige Frau lässt der Erzähler seine Mutter aus dem Fenster stürzen, die Abschiedszeilen auf einem Stück Papier geschrieben, und schließt mit: *Die Geschichte ist erzählt ... Diese Verneigung vor einem schwer zu lebenden Leben.* (S. 124)

Auch hier begegnet dem Leser der verstehende, der verzeihende, der erwachsene Sohn.

Peter Turrinis Gedichtband *Ein paar Schritte zurück* entstand während eines Aufenthalts in einer psychiatrischen

Klinik und in den Monaten danach. In seinen Gedichten, verkappte kleine Theaterstücke, setzt er sich sowohl mit Mutter als auch Vater auseinander. Er beschreibt beide Großväter, die italienische Herkunft des Vaters, die Auswirkungen des Krieges wie auch seine Stellung unter den Geschwistern, um mit folgendem Gedicht zu enden:

*Jetzt sind sie alle tot.
Mein italienischer Vater
der sich in ein Kärntner Dorf
verirrt hatte
und nicht mehr heraus fand.
Meine Mutter
die ein Leben lang
über alle Schmerzen
hinweglächelte.*

...

*Jetzt kann ich
damit meine sehnsuchtsvollen Rufe
nach irgendetwas klingen
schöne Lügen über sie alle
erfinden.* (S. 124)

Die Literaturnobelpreisträgerin Doris Lessing schreibt in *Das Leben meiner Mutter* (die Originaltexte erschienen unter dem Titel *Impertinent Daughter* und *My Mother's Life*):

SCHON VOR DER GEBURT DES REALEN KINDES WIRD DAS IMAGINÄRE KIND GEBOREN, ALS HOFFNUNGSTRÄGER FÜR EIN DASEIN, IN DEM ALLES ANDERS, NEU SEIN WIRD. DIE KINDER SOLLEN ES EINMAL NICHT NUR BESSER „HABEN“, NEIN, SIE SOLLEN OFT AUCH BESSER „SEIN“ ALS VATER UND MUTTER.

Anscheinend habe ich ein Leben dazu gebraucht, meine Eltern zu verstehen, von einer Verwunderung in die andere stolpernd. (Doris Lessing, S. 5)

Wie konnte sie dastehen ... und mir erzählen, dass ich zuerst nicht erwünscht war? ... daß ich ein unmöglich schwieriges Baby war und dann ein aufreibendes Kind ... Besser

es einmal aussprechen und dann genug davon: Meine Erinnerungen an sie bestehen aus lauter Feindseligkeit, Kampf und dem Gefühl, ausgeschlossen zu sei. (ebd., S. 23)

Und etwas später heißt es: *Über meine Mutter zu schreiben fällt mir schwer. Ich stoße dauernd auf Barrieren, und sie sind heute nicht so anders als in der Vergangenheit. Sie hat mich als Kind durch den Zorn und das Mitleid, die ich empfand, gelähmt. Jetzt bleibt nur noch das Mitleid, aber auch das macht es mir noch schwer, über sie zu schreiben.* (ebd., S. 34).

Hier begegnet dem Leser eine rebellische Tochter, die nicht zur Verzeihung findet, wohl aber Mitleid empfindet. Eine Annäherung und Auseinandersetzung mit der Mutter, die Eltern in ihrem „Gewordensein“ verstehend, ohne versöhnliches Ende. Das Ende steht am Anfang der Geschichte noch nicht fest.

Simone de Beauvoir, die mit *Ein sanfter Tod* die letzten Wochen im Leben ihrer Mutter dokumentiert und sich damit auch von ihr verabschiedet, zeigt die Zerrissenheit bis ans Ende des Lebens: *Die „liebe kleine Mama“, die sie in meinem zehnten Lebensjahr für mich war, unterscheidet sich nicht mehr von der feindseligen Frau, unter deren Druck meine Jugend stand. Als ich meine alte Mutter beweinte, beweinte ich alle beide.* (Simone de Beauvoir, S. 116)

So unterschiedlich die Beweggründe für diese literarischen Zeugnisse sein mögen – geschrieben sieben Wochen nach dem Tod der Mutter bis hin zu einem ganzen Leben später –, so eint diese Zeilen die Verarbeitung von frühen Erinnerungen an Kränkungen wie auch (später) Wertschätzung, an ein Verstehen und daraus resultierend oft ein Verzeihen – das erinnerte und dokumentierte Leben von Vater und Mutter im Sinne einer Katharsis.

Heute haben Mütter und Väter meist Wunschkinder, demnach auch Wunschvorstellungen, wie ihre Kinder zu sein haben. Schon vor der Geburt des realen Kindes wird das imaginäre Kind geboren, als Hoffnungsträger für ein Dasein, in dem alles anders, neu sein wird. Die Kinder sollen es einmal nicht nur besser „haben“, nein, sie sollen oft auch besser „sein“ als Vater und Mutter. Kindheit 2009, in „einer Diktatur des Guten“? (*Zeit Magazin*, Nr. 33).

WIE REAGIEREN KINDER, wenn sie die Erwartungen nicht erfüllen können? Nicht selten so, wie in den oben zitierten Stellen namhafter Literaten.

Heißt das, es hat sich nichts verändert?

Sind die aggressiven, depressiven, verhaltensauffälligen Kinder doch nicht nur eine Erscheinung unserer leistungsorientierten Gesellschaft?

Schafft die konsumierte und damit reduzierte selbst gelebte Emotion eine Ohnmacht gegenüber Emotionen verbunden mit Erlebnisverarbeitung und Realitätsbewusstsein?

Möglicherweise geht man heute mit Verhaltensauffälligkeiten anders um, gibt ihnen Namen nach ICD 10. Entlastend, bedeutet es doch, dass am Kind etwas geändert werden kann/muss, die Eltern jedoch an sich selbst nichts ändern (müssen).

Was aber nicht benannt und genannt wird, ist die Traurigkeit. Bernhard, Turrini, Lessing ... – traurige Kinder, oft gehüllt in eine Rüstung aus Aggression. Haben jene noch an den Kriegswirren und deren Folgen gelitten, leiden Kinder heute oft unter einem Lebensstil, der die menschlichen Bedürfnisse vernachlässigt.

Franz Resch (in: Gebauer, Hüther, S. 90) fragt: *Wie sehr findet sich das Große im Kleinen? Wie sehr ändern sich Rahmenbedingungen für die kindliche Entwicklung, wenn sich auch die gesellschaftlichen Verhältnisse ändern?*

Gerald Hüther sieht z. B. in ADHS keine Erkrankung, sondern die zwangsläufige Folge ebendieses Lebensstils, eines atemlosen Lebensstils auf Leistung aufgebaut, und: *Ohne Sicherheit bietende Beziehungen entwickeln Kinder keine sicheren Bindungen, und ohne sichere Bindungen können sich Kinder nicht zu eigenständigen, sozial kompetenten und verantwortlichen Persönlichkeiten entwickeln.* (ebd., S. 11)

Hüther meint, Kinder würden entweder zu stark umklammert und damit an der Entfaltung ihrer Fähigkeiten gehindert oder zu stark sich selbst überlassen und bei der Entfaltung unzureichend stimuliert und gefördert. Die Folgen dieses unsicheren Bindungsverhaltens sind umso gravierender, je weniger Möglichkeit das Kind hat, im Lauf seiner Entwicklung enge emotionale Bindungen mit anderen Personen einzugehen – Verwandten, Nachbarn, Freunden ...

Ohne emotionale Sicherheit ist die ganzheitliche Entwicklung des Kindes gefährdet!

In weiterer Folge kompensieren die zu Jugendlichen herangewachsenen Kinder diesen Mangel an emotionaler

Sicherheit durch verstärkte Selbstbezogenheit. Sie schaffen sich eine eigene, von ihnen selbst bestimmte Lebenswelt, in der es keine wirklichen Herausforderungen gibt. Somit können keine vielfältigen neuen Erfahrungen gemacht werden, um im sich entwickelnden Hirn verankert zu werden. Für das Kind bedeutet dies einen Rückgang an (Lern-)Motivation, Verstehen, Behalten, Erinnern, Erkennen von Zusammenhängen und eine eingeschränkte Fähigkeit beim Erkennen und Lösen von Konflikten.

Hüther meint, dass die Auswirkungen früher Bindungsstörungen auf die Entwicklung des Gehirns und der Persönlichkeit im weiteren Leben nur schwer korrigierbar sind. Diese Menschen haben später Angst vor körperlicher und emotionaler Nähe. Daher seine Forderung nach Menschen, mit denen das Kind seine Wahrnehmungen, seine Empfindungen, seine Erfahrungen und sein Wissen teilen kann, um innere Leitbilder und Haltungen auszubilden, ohne die es halt- und orientierungslos ist.

In der therapeutischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen bedeutet das, eine sichere emotionale Basis erlebbar zu machen. Darin liegt die Chance emotional entwurzelter Kinder: neue Wurzeln als Schutzfaktor gegen zukünftige emotionale Belastungen.

Entsprechen Kinder den Vorstellungen von Müttern und Vätern nicht, sei es, weil sie unter-, meist aber überfordert sind, ihr Entwicklungsstand nicht der Norm entspricht, werden sie zu Spezialisten gebracht.

Ein flexibler, neugieriger Mensch kann gut mit einem Kind zusammenleben, das ganz anders ist, als er erwartet hat, und das von seinem Wesen her nur schwer mit seinen Lebensgewohnheiten zu vereinbaren ist, weil er den Unterschied anregend findet und sich gern auf etwas Neues einstellt. (Ch. Benard, E. Schlaffer, S. 25)

Was geschieht aber, wenn die Eltern nicht flexibel sind? Wenn ihnen Energie, Lust und Freude am Andersartigen fehlen?

Wenn im Zuge der Infantilisierung durch Entwäterlichung

und Entmütterlichung Menschen sich weigern, Verantwortung zu übernehmen, für sich selbst und für andere? (Ch. Eggers, in: Gebauer, Hüther, S. 121)

Dann seien ihnen die Schriften des polnischen Pädiaters und Literaten Janusz Korczak, 1942 zusammen mit den Kindern aus dem Warschauer Waisenhaus in Treblinka ermordet, ans Herz gelegt.

Sechzig Jahre vor der UNO-Kinderrechts-Konvention veröffentlichte er 1929 eine Broschüre mit dem Titel *Das Recht des Kindes auf Achtung*. Darin fordert Korczak Achtung vor des Kindes Unwissenheit, vor seiner Erkenntnisarbeit, vor seinen Misserfolgen und Tränen, vor

KORCZAK FORDERT ACHTUNG VOR DES KINDES UNWISSENHEIT, VOR SEINER ERKENNTNISARBEIT, VOR SEINEN MISSEFOLGEN UND TRÄNEN, VOR SEINEM EIGENTUM UND BUDGET, VOR SEINEN GEHEIMNISSEN UND DEN SCHWANKUNGEN DER SCHWEREN ARBEIT DES WACHSENS.

seinem Eigentum und Budget, vor seinen Geheimnissen und den Schwankungen der schweren Arbeit des Wachsens. Es gipfelt in der Forderung nach dem „*Recht des Kindes auf seinen eigenen Tod*“ – anders gesagt: Aus Angst, Kinder zu verlieren, dürfen sie nicht überbehütet werden – und dem „*Recht des Kindes auf den heutigen Tag*“, also das Recht des Kindes, so zu sein, wie es ist. Und dazu gehört das Recht auf Misserfolg.

Es ist meine und ihre Stunde, wenn wir zusammen sind; eine gemeinsame, gute Lebensstunde – meine und ihre. – Die nie wiederkehrt. (Janusz Korczak, S. 67)

Er erinnert an den Humor: *Sogar die Aggressiven und Zornigen quetschen nicht nur Tränen heraus, sondern verbreiten auch Lachen* (ebd., S. 36) und fordert *Achtung vor den hellen Augen, den glatten Schläfen, der Bemühung und dem Vertrauen der jungen Menschen. Warum sollen denn ein erloschener Blick, eine runzelige Stirn, borstiges graues Haar, eine von Resignation gebeugte Gestalt verehrungswürdiger sein?* (ebd., S. 43)

Abschließend soll Astrid Lindgren zu Wort kommen, die ihre Kindheit stets als besonders glücklich beschrieben

hat. *Es war schön, dort Kind zu sein, und schön, Kind von Samuel August und Hanna zu sein. Warum war es schön? Darüber habe ich oft nachgedacht, und ich glaube, ich weiß es. Zweierlei hatten wir, das unsere Kindheit zu dem gemacht hat, was sie gewesen ist – Geborgenheit und Freiheit. Wir fühlten uns geborgen bei diesen Eltern, die einander so zugetan waren und stets Zeit für uns hatten.* (Astrid Lindgren, S. 33)

Die Basis für ein gelingendes Leben – damals wie heute:

Geborgenheit und Freiheit und Zeit?

Und Spiel?

Und Bewegung?

... uns im übrigen aber frei und unbeschwert auf dem wunderbaren Spielplatz, den wir in dem Näs unserer Kindheit besaßen, herumtollen ließen ...

Und wir spielten und spielten und spielten ... (ebd.)

Und Sinn?

Diese Freiheit zu haben hieß aber keineswegs, ständig frei zu haben. Daß wir zur Arbeit angehalten wurden, war die natürlichste Sache der Welt ... (S. 35)

Und Natur?

Frage mich aber jemand nach meinen Kindheitserinnerungen, dann gilt mein erster Gedanke trotz allem nicht den Menschen, sondern der Natur. ... Steine und Bäume, sie standen uns nahe, fast wie lebende Wesen, und die Natur war es auch, die unsere Spiele und Träume hegte und nährte ... (S. 62)

Die Jungianerin Margarethe Leibig spricht von den „kompensatorisch heilenden Kräften des Archetyps von Mutter Natur“ (Jung Journal Nr. 11/12, Juli 2004), Verena Kast von der *Natur als „Mutterraum“*, in dem *Mütterliches bei Pflanzen und Tieren geschieht und erfahrbar wird.* (Verena Kast, *Verbunden mit der Mutter*, S. 71)

Bei Janusz Korczak findet wertloser Plunder aus der Natur Erwähnung, der für Kinder oft so wertvoll erscheint – Steine, Bindfäden, Fundstücke ... als deren einziges wirkliches Eigentum.

Natur erleben und erfahren, sich erproben und beweisen.

Und Kind unter Kindern?

Astrid Lindgren spricht ganz selbstverständlich im Plural, sind ihre Kindheitserinnerungen doch ganz eng mit ihren Geschwistern und Nachbarskindern verwoben.

Auch das ein Manko unserer Zeit? Wunschkind – aber ohne Geschwister?

Kinder entwickeln sich vor allem über andere Kinder. Und in der Mehrkindfamilie tragen alle die Hoffnungen, Projektionen, Erwartungen der Eltern.

Ganztagsschule statt allein daheim mit junk food aus der Mikrowelle, umgeben von Stimmen aus dem Fernseher?

Genug Material für kommende Bernhards, Turrinis, Lesings ... aber auch Lindgrens.

MAG. ANDREA WANKE

ist Kunsthistorikerin und Kunsttherapeutin (ÖAGG), Psychotherapeutin (systemische Familientherapie), Absolventin des LG 15 der Ia:sf

LITERATUR

- Simone de Beauvoir, *Ein sanfter Tod*, Rowohlt Verlag, Hamburg 1988
Thomas Bernhard, *Ein Kind*, Deutscher Taschenbuchverlag, München 2002
Karl Gebauer, Gerald Hüther, *Kinder brauchen Wurzeln*, Walter Verlag 2001
Peter Handke, *Wunschloses Unglück*, Suhrkamp Taschenbuch 2001
Peter Henisch, *Die kleine Figur meines Vaters*, Deutscher Taschenbuchverlag 2008
Verena Kast, *Vater-Töchter – Mutter-Söhne*, Kreuz Verlag, Stuttgart 1994
Verbunden mit der Mutter, Kreuz Verlag, Stuttgart 2008
Janusz Korczak, *Das Recht des Kindes auf Achtung*, Gütersloher Verlag 2002
Doris Lessing, *Das Leben meiner Mutter*, Verlag Klaus Wagenbach 2003
Astrid Lindgren, *Das verschwundene Land*, Oetinger Verlag, Hamburg 1977
Sybille Lewitscharoff, Apostoloff, *Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main*, 2009
Amos Oz, *Eine Geschichte von Liebe und Finsternis*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2004
Edith Schläffer, Cheryl Benard, *Mütter machen Männer*, Wilhelm Heyne Verlag, München 1994
George Tabori, *Mutters Courage*, Klaus Wagenbach Verlag, Berlin 2003
Peter Turrini, *Ein paar Schritte zurück*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002
Urs Widmer, *Das Buch des Vaters*, Diogenes Verlag, Zürich 2005
Der Geliebte der Mutter, Diogenes Verlag, Zürich 2003
ZEIT Magazin Nr. 31, 23. Juli 2009